

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol

Zingerle, Ignaz Vinzenz

Innsbruck, 1859

Märchen

Die Glocke war lange Zeit eine Zierde des Milser Thurmes, bis sie im grossen Brande vom 23. August 1791, welcher die Kirche zerstörte, zu Grunde gieng ¹⁾. (Bei Hall.)

264. Der Polsterhof.

An der Südseite des Schlinigerthales, drei Viertelstunden ober Schleiss, liegt der Polsterhof. Dieser führt desswegen diesen Namen, weil in alten Zeiten er bei jeder Hinrichtung in Glurns den Polster auf den Malefikantenstuhl liefern musste ²⁾. (Burgeis.)

M ä r c h e n.

1. Die drei Raben ³⁾.

Einmal lag ein reicher König, dem viele Lande und Leute botmässig waren, auf dem Todbette. Da liess er seinen einzigen Sohn zu sich kommen und sprach zu ihm: „Lieber Prinz, ich werde bald sterben, und du wirst dann keinen Vater mehr haben. Doch sei unbesorgt, denn ich hinterlasse dir einen klugen Berather, der dir in allen Nöthen und Gefahren mit Rath und That beistehen wird. Solange du dem Bedienten Rathgeb folgen wirst, kann dir kein Unfall begegnen. Halte dich an ihn!“ Als der König dies gesprochen hatte, verschied er. Da erbte nun der Prinz die Burgen und Städte seines Vaters und sollte über Land und Leute gebiethen. Dies sah aber seine Mutter, die eine stolze, herrschsüchtige Frau war, nicht gerne, denn sie wollte selbst das Scepter führen. Desshalb sagte sie einmal zu ihrem Sohne: „Du bist noch jung und zu wenig erfahren; darum sollst du in die weite Welt ziehen und Menschen und Städte kennen lernen. Ich will indess anstatt deiner regieren und sorgen, dass deinem Reich kein Leid und Schaden widerfahre.“ Der junge König theilte diesen Vorschlag dem klugen Rathgeb mit. Dieser meinte, eine Reise wäre nicht unangelegen, und alsbald wurde gepackt und geschnürt und Alles zum Abschiede vorbereitet. Die Königin dachte aber gar Arges und wollte die Rückkehr ihres Sohnes auf immer verhindern. Desshalb

1) Tirol. Bothe 1842 S. 108. Staffler I, S. 612. Lentner S. 229.

2) Staffler I, S. 166. Tirol III, S. 355.

3) Vrgl. Grimm Märchen-I, S. 127; III, 39.

kochte sie tödtliches Gift, that es in eine kristallene Flasche und gab sie ihrem Sohne mit den Worten: „Man weiss nie, was einem auf einer Reise zustossen kann, darum nimm diese Flasche mit dem Lebenstranke. Wenn du matt und fahrtmüde bist, so trink daraus und du wirst alsogleich frisch und kräftig werden.“ Der Prinz ahnte nichts Böses, nahm die Flasche und dankte seiner Mutter. Dann nahm er Abschied von ihr und seinen Räthen und fuhr mit Rathgeb auf und davon. Sie waren nicht lange gereist, als sie in einen kühlen Wald kamen, der weit und breit sich ausdehnte. Sie fuhren zwei Tage und zwei Nächte und kamen noch nicht ins Freie. Da waren sie müde und hungerig, denn im Walde fand sich keine Herberge, und kein Wirthshaus lud zur Rast. Jetzt dachte der Prinz an den Lebenstrank, nahm die Flasche und wollte trinken. Das sah der kluge Rathgeb und sprach: „Lieber Herr, die Rosse sind auch matt und hungerig und schleppen den Wagen kaum mehr weiter. Darum wollen wir zuerst ihnen vom Saft geben, und erst dann wir trinken. Sie verdienen es, denn sie ziehen, und wir sitzen bequem im Wagen.“ Diese Rede gefiel dem Prinzen und er gab dem treuen Diener die Flasche. Rathgeb stieg nun aus dem Wagen und gab einem Pferde einige Tropfen vom Tranke. Doch siehe, kaum war der höllische Saft auf die Zunge des armen Thieres gekommen, als es maustodt zu Boden fiel. Nun war die Arglist der stolzen Königin offenbar. Rathgeb spannte das todte Pferd aus und man fuhr mit den drei übrigen von dannen. Als sie ein Stücklein Weges gefahren waren, schaute Rathgeb zurück und sah, wie drei Raben zum todten Pferde flogen, um sich vom Aase zu fressen. Kaum hatten sie aber vom Pferdefleische gepickt, als sie todt niederstürzten. Da dachte sich der kluge Rathgeb, vielleicht können die todten Raben uns nützen, hielt den Wagen an und holte die todten Vögel. Dann gieng die Fahrt wieder langsam weiter. Jetzt wurde der Wald immer dichter, uralte Bäume streckten ihre bemoosten Aeste aus, auf denen wildes Geflügel kreischte. Da zeigte sich in dieser schaurigen Einöde bald ein Haus, auf das der Prinz und Rathgeb zufuhren. Als sie dabei ankamen, war nur eine alte Frau zu Hause. Sie schlug, als sie die zwei Fremden sah, die Hände über dem Kopfe zusammen und sprach: „Mein lieber Gott, ihr seid in eine Räuberhöhle gerathen, woraus euch niemand retten kann, denn bald werden die zwölf Schelme kommen, und dann ist's um euch geschehen.“ Da wurde der Prinz blass vor Schrecken, aber der Rathgeb verzog seine Miene nicht und flüsterte dem jungen Könige zu: „Seid unbesorgt und thut Alles, was ich thue.“ Rathgeb nahm die drei todten Raben, gab sie der alten Frau und sprach: „Koch uns mit diesen Vögeln ein Eingemachtes, denn wir sind hungerig.“ Indess die

Alte in die Küche gieng, um den Auftrag zu vollziehen, traten der Prinz und Rathgeb in die Stube, wo sie sich setzten. Sie waren noch nicht lange dort, als die zwölf Räuber kamen und sich bei Frass und Trank gütlich zu thun anfiengen. Rathgeb spielte den Lustigen und sang und lärmte mit den Räubern, als ob Kirchweih wäre. Der Prinz folgte seinem treuen Diener und lachte auch mit. Als das eine Zeit lang so gegangen war, brachte die alte Frau das Eingemachte und setzte es auf den Tisch. Die Brühe duftete gar süß und stieg allen Räubern in die Nase. Wie Rathgeb dies bemerkte, war er froh und lud die Räuber zum edlen Essen ein. Die zwölf Kerle liessen sich das nicht zweimal sagen und fielen heissshungerig, wie Drescher, über Brühe und Vögel her. Da taumelte einer nach dem andern unter den Tisch hinein, und keiner stand wieder auf. So waren der Prinz und Rathgeb durch die vergifteten Raben aus den Händen der Räuber befreit worden und setzten, nachdem sie sich mit Wein und Brot gestärkt hatten, ihre Reise fort. Der Wald wurde bald lichter, und eher, als sie es meinten, waren sie im Freien. Da lag eine grosse, wunderschöne Stadt vor ihren Augen, auf die sie freudig losfuhren. Bald hatten sie den Ort erreicht und machten beim ersten besten Wirthshause halt. Sie giengen, nachdem ausgespannt und abgeladen war, in die Zechstube und setzten sich zu anderen Gästen. Rathgeb machte alsogleich mit einigen Trinkern Bekanntschaft und fragte: „Was gibt es hierzulande Neues?“ „Ach mein Gott,“ sprach ein Gast, „bei uns bleibt Alles im Alten und auch die Prinzessin, der dies Land gehört, treibt ihre alten Thorheiten fort.“ „Wie so?“ forschte Rathgeb weiter. „Ja, das weiss ja die ganze Welt. Sie hat vor Jahr und Tag schon kundthun lassen, dass sie jenem, der im Stande ist ihre Räthsel zu lösen, ihre Hand und ihr Reich geben werde. Seitdem kommen nun Freier aus allen Weltgegenden und wollen die Räthsel der Königin lösen. Doch bisher glückte es keinem. Darum weiss aber auch die stolze Frau nicht mehr vor Stolz, was sie mit den armen Teufeln anfangen soll. Erräth ein Werber ihre Räthsel nicht, so lässt sie ihn als Narren ankleiden und durch die Stadt peitschen. Oder er muss auf einem Esel durch alle Gassen und Strassen reiten und den Buben zu argem Gespötte dienen. Das hat schon manch edler Herr verkostet und schlich sich dann geschändet für weltewige Zeiten von dannen. Das thut einem ehrlichen Kerl, wie unser einer ist, weh, denn Stolz geht voran und Schande hintennach.“ Da dachte sich Rathgeb, die muss ich zu Paaren treiben und gieng mit dem Prinzen in die königliche Burg. Hier angekommen wurden sie als Werber zur Königin geführt, die ihnen Räthsel aufgeben wollte. Dem kam aber der kluge Rathgeb zuvor und sprach: „Frau Königin! mit eurer Huld und Gnade

will ich die Sache umkehren und eurer Gnaden ein Räthsel vorlegen, denn eure Weisheit, die so harte Nüsse andern zu knacken gibt, versteht sonder Zweifel fremde Räthsel leicht zu lösen. Darum wollen eure Gnaden geruhen, ein Räthsel von mir anzunehmen und, falls dasselbe nicht gelöst werden sollte, meinen Begleiter als Ehegemahl zu erklären.“ Die Königin konnte gegen diesen Antrag nichts Stichhältiges entgegnen und musste sich das böse Spiel gefallen lassen — doch nahm sie sich drei Tage Bedenkzeit und hoffte binnen dieser Frist mit Hilfe ihrer Bücher jedes Räthsel lösen zu können. Rathgeb gab nun folgendes Räthsel: „Eins tödtet drei, drei tödten zwölf. Was ist das?“ Dann kehrte er mit dem Prinzen in das Gasthaus zurück, wo sie bis zum Ablaufe des dritten Tages blieben. Die Königin aber sann und sann, schlug in ihren alten Büchern nach und liess alle Minister, Räte und Weise zusammenkommen. Doch Alles war vergebens. Für dies Räthsel war kein Kräutlein gewachsen und ehe man sich dessen versah, waren die drei Tage verflossen und die zwei Fremden begehrten Vorlass. Da half der stolzen Königin all ihre Weisheit nichts, und sie musste ihrem Versprechen gemäss dem Prinzen, den sie für einen Landstreicher hielt, ihre Hand geben. Da ward nun getrommelt und gepfiffen, dass die ganze Stadt widerhallte, und die Hochzeit dauerte drei ganze Tage. Der treue Rathgeb wurde Minister und blieb bei Tag und bei Nacht in der Nähe des Königs. Dieser hatte aber wenig Freuden an seiner Gemahlin, denn sie war stolz und herrisch und verachtete ihren Mann. Das missfiel dem treuen Rathgeb sehr, und er beschloss diesem Treiben ein Ende zu machen. Er nahm desshalb seinen Herrn oft zu sich und ritt mit ihm auf ein einsames Waldschloss, wo sie sich tagelang aufhielten. Wenn der schöne junge König dann wieder zurückkam, freute sich die Königin und fragte, warum er so lange ferne geblieben sei und was er gethan habe. Dann erhielt sie zur Antwort: „Wir spielten auf dem Waldschlosse mit andern Herren und heute habe ich wieder hunderttausend Gulden verloren.“ Das war der Königin zu toll, sie zürnte und war grämlich, bis der junge König wieder mit dem Minister Rathgeb von dannen ritt, um sich beim Spiele die üble Laune zu vertreiben. So gieng es lange Zeit, bis eines Abends der König leichenblass in das Zimmer der Königin stürzte und rief: „Mein liebes Gemahl, ich habe alles verspielt. Das Königreich sammt Land und Leuten ist verloren. Wir müssen augenblicklich fort, wenn wir der Schande und dem Betteln entrinnen wollen.“ Ehe die Königin sich fasste, stand ein Wagen mit sechs Pferden bespannt in Bereitschaft, den die Königin, ihr Gemahl und der Minister Rathgeb bestiegen. Alsbald gieng's so schnell von dannen, als ob der Wind sie forttrüge. So ward gefahren, bis

sie zur Heimath des Prinzen kamen. Als sie sich der Residenz näherten, wurde angehalten und Rathgeb eilte nun zu Fusse voraus. Langsam fuhren der König und die Königin weiter. Bald kamen sie zu einer kleinen armen Hütte, die in einer verrufenen und schmutzigen Gasse stand. Hier wurde Halt gemacht und ein altes, gebeugtes Mütterlein humpelte heraus und zeigte die grösste Freude über die Ankunft ihres lange vermissten Sohnes. Der Prinz stieg nun mit seiner Gemahlin aus dem Wagen und beide begaben sich in die niedrige dumpfe Stube. Darauf sprach der Königssohn zu seiner Frau: „Liebes Gemahl, wir sind nun in meiner Heimath. Lass es dir hier gefallen und arbeite, damit wir nicht Hunger leiden müssen. Ich werde wieder als Maurergeselle ins Tagwerk gehen und mit der Arbeit meiner Hände unser Brot verdienen.“ Die Königin blieb nun im niedrigen Häuslein, während ihr Gemahl täglich in die Stadt gieng, um, wie sie meinte, dort zu mauern. In der That begab er sich aber in das königliche Schloss, wo er mit seinen Räthen und Ministern Regierungsgeschäften oblag, denn seine stolze Mutter war indess gestorben. Wenn er abends ins kleine Häuschen zurückkam, both er seiner Frau den Taglohn, um das Nöthige damit zu bestreiten. Die Frau wollte durch Sticken und Häckeln sich manchen Kreuzer verdienen. Doch all Bemühen war vergebens, denn so oft sie ein Stück Arbeit in die Stadt geschickt hatte, wurde es ihr zurückgesandt mit den Worten: „Eine so grobe und schlechte Arbeit kauft man nirgends.“ Darüber war die arme Frau gar beschämt und betrübt und klagte das Leid ihrem Manne. Dieser sprach zu ihr: „Mein liebes Weib, da musst du auf andere Weise dir einen Kreuzer zu gewinnen suchen. Ich will irgendwo Geld zu leihen suchen. Damit kannst du Geschirr kaufen und das auf dem Platze feilbiethen. Einiges kannst du dir damit verdienen, denn regnet es nicht so tröpfelt's doch.“ Gesagt, gethan. Der vermeinte Maurergeselle gieng fort und kam mit Geld nach Hause. Nun wurden baierische Häfen und Teller, Schüsseln und Krüge gekauft, und am folgenden Tage sass die Frau in einem ärmlichen Küttel auf dem Platze und both Geschirr feil. Das that sie längere Zeit hindurch und mancher Kreuzer flog ihr so in die Schürze. Wie sie eines Tages wieder auf dem Platze bei ihren Töpfen und Tiegeln sass, da kam ein stolzer schöner Herr, der ihrem Manne ähnlich sah', auf einem weissen Pferde herangeritten und sprengte, ohne dass er es zu bemerken schien, über das Geschirr der armen Händlerin hin, dass die Scherben links und rechts hinausflogen. Da weinte das arme Weib bittere Thränen, denn all ihre Habe und ihre Hoffnung war zertrümmert. Traurig kehrte sie in die dumpfe Hütte zurück und klagte dem Maurer, als er heimkam, ihr Unglück. Da zankte er sie aus und machte ihr bittere Vorwürfe über

ihre Unachtsamkeit. Sie ertrug seine beissenden Worte ohne Gegenrede. Endlich schien ihr Mann besänftigt und sprach zu ihr: „Nun lassen wir das Verlorne fahren, denn dies Geschirr macht niemand mehr ganz. Aber höre, morgen muss ich den vollen Tag in der königlichen Burg arbeiten und darf keinen Schritt wegmachen. Drum bring mir morgen das Mittagessen aufs Schloss. Du darfst nur bei der Pforte nach mir fragen und dann wirst du mich schon finden.“ Am folgenden Tage gieng der Maurer in aller Frühe in die Stadt. Als die Mittagsstunde nahe war, trug das arme Weib einen Hafen mit Suppe und Knödeln in die Burg. Weil sie sich aber schämte den schwarzen Hafen öffentlich über die Gassen zu tragen, hatte sie ihn unter die Schürze gebunden und gieng so zur Pforte. Als sie dort nach dem Maurergesellen fragte, hiess es: „Geh nur über die Stiege hinauf in die Küche. Dort wird man dir den Weg weisen.“ Geduldig stieg sie über die blanke Marmortreppe hinauf, und trat in die Küche. Da sagte der Koch: „Ganz gut, dass jemand kommt. Nimm gleich diesen Auf-
lauf und trag ihn zum Saale hinauf. Du brauchst nicht hineinzugehen. Ein Bedienter wird dir den Teller schon abnehmen und dann komm und ich werde dich schon zum Maurer weisen.“ Sie willfuhr, nahm den Teller und trug ihn zum Saal hinauf, wo Pauken und Trompeten lärmten. Als sie bei der Thüre stand und keinen Bedienten sah, spähte sie in den Saal. Kaum hatte sie aber einen Blick hineingeworfen, kam ein schöner, reicher Herr und führte sie in den Saal, wo sie trotz alles Sträubens mit ihm tanzen musste. Wie sie so walzten, flogen Suppe und Knödel rechts und links, dass sie vor Scham feuerroth wurde. Kaum hatte dies der prächtige Herr, mit dem sie tanzte, bemerkt, als er mit seiner Rechten winkte. Augenblicks schwiegen Trompeten und Hörner. Er führte nun die arme Frau zum Throne und sprach: „Meine Treuen, in dieser Frau stelle ich meine Gemahlin und euere Königin vor.“ Auf dieses fielen schmetternd Trompeten und Pauken ein. Ein Tusch folgte dem andern. Indessen führte der junge König seine Gemahlin in ein Nebengemach, wo für sie ein goldenes Kleid bereit lag und der König ihr erklärte, wie er sie geprüft habe. Als sich die Königin umgekleidet hatte, kehrten sie in den festlich geschmückten Saal zurück und feierten eine glänzende Hochzeit. Seitdem herrschten König und Königin über zwei Reiche und lebten vergnügt und glücklich. Die Königin waltete gar milde und ward wegen ihrer Bescheidenheit ohne Mass geliebt. Rathgeb blieb Minister und der treue Rathgeber des edlen Königs bis zu seinem späten Tode ¹⁾.

(Schwaz.)

1) Vrgl. Grimm Märchen I, S. 261.

2. Die faule Katl ¹⁾.

Es ist schon viel Wasser seitdem in dem Inn hinuntergeronnen, da hatte einmal ein Wirth drei Töchter. Die zwei älteren waren brav und fleissig und arbeiteten zu Hause und auf dem Felde, die jüngste aber, die Katl hiess, war stinkfaul, schlief, bis ihr die Sonne in die Augen schien, und kümmerte sich weder um Keller noch um Küche. Eines Tags musste sie auf das Feld gehen, um dort zu arbeiten. Katl war aber wieder faul, wie immer, legte sich, als sie auf den Acker gekommen war, unter einen Kirschbaum und that sich im Schatten gütlich. Bald war sie eingeschlafen, doch dauerte ihre Ruhe nicht lange, denn eine grosse Kröte kroch ihr über das Gesicht. Das Mädchen fuhr erschreckt auf und zitterte an allen Gliedern, als es das garstige Thier sah. Die Kröte sah ruhig die faule Dirne an und sprach endlich: „Guigg, guagg. Katl geh mit mir! guigg, guagg!“ Da dachte sich die Katl, bei diesem schmutzigen Thiere wird es nicht viel Arbeit geben, und sagte: „Ja.“ Nun patschte die Kröte durchs Feld hin und die schläfrige Katl folgte ihr nach und gähnte. So gieng es eine Zeit lang, und dann kamen sie in den Wald, der an des Wirthes Güter gränzte. Die Kröte patschte eine Weile durch dick und dünn, und Katl folgte ihr. Sie waren erst eine kleine Strecke gegangen, da stand ein grosses herrliches Schloss vor ihnen, das Katl noch nie gesehen hatte, obwohl sie den Wald gut kannte. Die Kröte watschelte in die schöne Burg hinein und Katl gieng nach und dachte bei sich: „Da ist's feiner, als in meines Vaters Wirthshause, wo einem die Gäste viel Arbeit machen.“ Als beide im Saale waren, fieng die Kröte, die auf dem Wege kein Sterbenswörtchen verloren hatte, wieder zu reden an und sprach: „Guigg, guagg! Katl jetzt musst du sieben Jahre bei mir bleiben. Guigg, guagg, ja sieben Jahr darfst du dich nicht mehr waschen, nicht mehr kämmen und nichts Warmes mehr essen.“ Je, dachte sich Katl, das ist ein Schrecken! das will ich gerne thun, denn die faule Dirne hatte die grösste Freude an diesem Befehle der Kröte. Katl wusch sich nie, kämmte sich nie und ass nie warme Speise. Sie lag Tag und Nacht, und Nacht und Tag in ihrem Bette und stand höchstens auf, wenn sie der Hunger nöthigte, aber auch dann trank sie nur kühles Wasser und ass hartes Brot. So vergieng ihr die Zeit schnell, und ehe sie es wünschte, waren die sieben Jahre zum Staube aus. Der Jahrtag ihrer Ankunft im Waldschlosse war vor der Thüre. Es wollte Abend werden und die Sonne sank schon hinter den Bergen, da begann es fürchterlich zu

donnern, die Kröte patschte in den Saal, wo Katl faulenzte, und sprach: „Guigg, guagg, Katl heute musst wachen, heut darfst kein Auge zufallen lassen.“ Ja, dachte sich Katl: jetzt hast sieben Jahre geschlafen, jetzt kannst wohl auch eine Nacht wachen, stieg aus ihrem Bette und setzte sich in einen seidenen Lehnssessel. Indessen dunkelte es mehr und mehr und ein fürchterliches Gewitter zog am Himmel herauf. Kein Stern liess sich sehen, nur Blitze zuckten durch die pechschwarzen Wolken und der Sturmwind heulte, wie ein hungriger Wolf durch den zitternden Wald. Wie es schon spät war und der Sturm am ärgsten lärmte, läutete es am Schlossthore. Als die Kröte das hörte, sagte sie zur Katl: „Guigg, guagg, lass es ein!“ Katl liess sich das gefallen, nahm die Lampe, stieg in den Schlosshof nieder und öffnete das Thor. Davor stand ein wunderschöner Rittersmann, der für die gastliche Aufnahme dankte und der Katl in den Saal folgte. Wie die Kröte den schönen Ritter, der vom Ungewitter hart mitgenommen war, sah, hüpfte sie auf und quakte: „Guigg, guagg! Katl etwas Warmes kochen und dann auch essen davon. Vor dem Auftragen musst du dich aber waschen, kämmen und das Gewand anziehen.“ Bei den letzten Worten langte die Kröte aus einem Kasten ein so prachtvolles Kleid hervor, dass es Katls Augen beinahe blendete. Die Dirne war zufrieden und dachte sich: „In sieben Jahren kannst du wohl einmal kochen und eine kleine Arbeit thun, besonders wenn du ein so schönes Kleid dafür bekommst.“ Katl gieng in die Küche, feuerte an und gab einen Hasen, der auf der Anrichte lag, ans Feuer. Dann kämmte und wusch sie sich, und that sich das wunderschöne Kleid an. Sobald der Hase gebraten war, legte sie ihn auf den Teller und trug ihn in den Saal. Wie staunte aber Katl, als sie hineintrat! Da war anstatt der garstigen Kröte eine stattliche Frau im weissen Kleide an der Seite des Ritters und sprach zu Katl freundlich: „Du hast mich, liebes Kind, aus meinem Zauber gelöst. Ich bin durch dich befreit worden, desshalb nimm zum Lohne diesen Schlüssel, der dir alle Schätze meines Schlosses öffnet, und meinen Sohn zum Gemahle.“ Bei diesen Worten gab ihr die Gräfin einen goldenen Schlüssel und legte die Rechte des Ritters in die Hand der Katl. Dann war die Gräfin verschwunden und nie mehr gesehen. Katl lebte aber mit ihrem schönen Ritter viele Jahre glücklich auf dem stolzen Schlosse. Ob sie noch dort haust, ist mir nicht gesagt worden. (Schwaz.)

3. Der todte Schuldner ¹⁾).

Eine Mutter und ihr Sohn hausen zusammen und haben nichts mehr als zwei Kühe. Um die Wirthschaft besser in Gang zu bringen, wollen sie eine Kuh verkaufen. Der Sohn geht damit zu Markte und löst mehr Geld daraus, als er gehofft hatte. Auf dem Heimweg kommt er durch einen lutherischen Ort, da sieht er einen Todten auf einer Mauer liegen, und neben dem Todten einen Stecken, damit schlug jeder Vorübergehende den Leichnam. Der Bursche erkundigt sich und vernimmt, dass der Todte ein Katholischer sei, der mit Schulden aus dem Leben geschieden und nun so lange geprügelt werde bis die Schulden abgetragen seien. Mitleidig fragt der Jüngling nach der Grösse der Schuld, worauf er dann die Gläubiger befriedigt und den Todten in geweihter Erde begraben und ihm Alles halten lässt, wie es ein Katholischer nach seinem Tode zu haben wünscht. Damit war aber auch der Erlös von der Kuh erschöpft und er bringt seiner Mutter nichts heim. Diese ist anfangs unwillig, lässt sich aber doch bald wegen der Verdienstlichkeit des Werks besänftigen. Nun geht es an die zweite Kuh. Der Sohn fährt damit zu Markt, verkauft sie um hohes Geld und geht heim. Da begegnen ihm Meerräuber, die ein fadennacktes, nur mit einem Kopftüchlein bekleidetes Mädchen vor sich hertreiben. Dieses kauft ihnen der Jüngling ab, leiht ihr seinen Mantel, und führt sie mit sich heim; sein Geld war aber nun wieder aufgegangen. Die Mutter war diesmal gar nicht zufrieden, da der Sohn nicht nur keinen Kreuzer sondern noch einen Esser mehr mitgebracht hatte. Allmählich lässt sie sich jedoch besänftigen, besonders als die Jungfrau verspricht, sie wolle durch Sticken einiges Geld verdienen und dem Haushalt aufhelfen. Sie verstand aber auch wirklich die Stickerei aus dem Grunde; die Leute kamen von allen Seiten herbei, ihr Arbeit zu bringen. So kam das Geld wieder ein, das der Sohn ausgegeben hatte. Nach einiger Zeit nahm der Sohn die Jungfrau zur Ehe, und es war nun Freude und Wohlstand im Hause. Die junge Frau begann nun heimlich an einem Tüchel zu sticken und als sie damit fertig war, sagte sie zu ihrem Manne: „Wir haben nun lange Arbeit und strenge Tage gehabt, lass uns nun einmal zur Erholung kirchfahrten gehen.“ Der Mann willigt ein; unterwegs aber sagt die Frau, sie wisse einen Platz, wo der König täglich vorbeie-

1) Simrock Gerhard S. 62. Wolf Zt. II, S. 367. Vrgl. Wolf Märchen S. 543. Wolf Zt. II, S. 273 Ueber die Dankbarkeit der Todten s. Simrocks Schrift: Der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde. Bonn 1856.

fahre, dort wollten sie sich aufstellen und sehen, ob ihnen nicht ein Goldstück zu Theil werde. Als das geschieht, und der König wirklich gefahren kommt, hält sie ihm das Tüchel hin, an dem sie so lange gearbeitet hat. Der Name des Königs und der ganzen königlichen Verwandtschaft war darauf gestickt. Zugleich rief sie ihm zu: „Vater, Vater!“ Der König wurde aufmerksam, liess halten, und las die Namen auf dem hingehaltenen Tüchlein. Da erkannte er seine Tochter und fiel ihr um den Hals vor Freude. Sie erzählte nun wie die Meerräuber sie entführt hätten, und stellte ihren Begleiter dem König als ihren Erlöser und Gemahl vor. Der König nahm sie nun beide zu sich in den Wagen, fuhr mit ihnen in sein Schloss und veranstaltete eine grosse Hochzeit. Da sagte die Königstochter: „Wir sind nun Alle wieder beisammen; aber Eine fehlt uns noch: die Mutter meines Gemahls.“ Sie herbeizuholen, fährt sie selbst mit ihrem Gemahl in Begleitung zweier Hofbedienten. Unterwegs kommen sie am Meere vorbei: da werfen die neidischen Bedienten den Wagen um, stossen den jungen König ins Wasser, nehmen der Königstochter einen Eid des Stillschweigens ab und kehren mit der Mutter an den Hof zurück, wo sie vorgeben, des Königs Schwiegersohn sei unterwegs durch einen Zufall verunglückt. In der That aber hatte er sich durch Schwimmen auf eine kleine Insel gerettet, wo er sich von dem Fleische ernährte, das ein Adler täglich seinen Jungen ins Nest trug. Als er einmal am Ufer sass und ins Meer hinausschaute, sah er ein Wesen in menschlicher Gestalt heranschwimmen, dies winkte ihm, zu ihm zu kommen. Er wollte erst nicht, weil er sich vor dem Wasser fürchtete; aber Jener machte ihm Muth und versprach, ihn wieder herauszubringen. Zugleich gab er sich als den Todten zu erkennen, den er losgekauft habe: „Bis dahin musste ich im Fegefeuer bleiben; jetzt aber will ich dich zum Dank für deine Wohlthat wieder zu den Deinigen bringen.“ Da sprang er zu ihm in das Meer und ward nun von dem Todten wieder an das Festland gebracht. Jetzt rieth ihm dieser, heim zu eilen, denn noch heute soll seine Gemahlin mit einem Andern vermählt werden. Am Schlosse wollen ihn aber die Schildwachen nicht einlassen, weil er so elend aussieht; doch setzt er es endlich durch, dass die junge Königin selber herab kommt, die ihn auch sogleich erkennt, und zum König führt. Der neue Bräutigam, der keiner jener Bedienten war, sondern ein braver Mann, den die junge Königin selber ausgewählt hatte, bekommt nun zur Entschädigung einen Theil des Königreichs und später wohl auch eine andere Frau. (Meran.)

4. Der blinde König ¹⁾).

Es war einmal ein König blind, und keine Kunst der Aerzte konnte ihm das Licht der Augen wiederbringen. Zuletzt gab ihm ein Wahrsager den Bescheid, er würde nicht eher wieder sehend werden, als bis man ihm den Vogel Phönix brächte; nur dessen Gesang könnte das Wunder bewirken. Da machten sich die drei Söhne des Königs, einer nach dem andern, auf den Weg, den Vogel Phönix zu suchen. Der älteste kam in den ersten Tagen in eine grosse Stadt und sah da einen prächtig gebauten Pallast, aus dessen Fenstern ihm ein schön geheidetes Fräulein winkte. Auch hörte er allerlei lustige Weisen spielen. Da bedachte er sich nicht lange, sondern gieng hinauf, kam aber nicht wieder herunter. Dasselbe Schicksal hatte auch der zweite Sohn. Nun war die Reihe an dem dritten; den wollte aber der Vater, dem er allein noch übrig war, lange Zeit nicht von sich lassen, zumal er ihn am Liebsten hatte. Zuletzt erhielt er doch Urlaub, bestieg sein Ross und trabte davon. Bald kam er auch in die grosse Stadt und an dem prächtigen Pallast vorbei, wo so lustig gesungen und gejubelt wurde und das schöne Fräulein ihm aus dem Fenster winkte. Der Lärm war ihm aber da zu laut; er gab seinem Pferde die Sporen und ritt in ein anderes Wirthshaus, wo er Nachtherberge nahm. Als er nun lag und schlief, weckte ihn ein Pochen an der Thüre. „Herein!“ rief er und rieb sich lachend die Augen, weil er wohl wusste, dass Niemand hereintreten würde, denn er hatte die Thüre verriegelt. Da pochte es zum andern Male, und lachend rief er wieder „Herein!“ und freute sich, dass der Narr an der Thüre so lange stehen müsse. Aber noch zum dritten Mal pochte es und er rief wieder „Herein!“ Aber nun war es ihm nicht mehr ums Lachen, denn die Thüre gieng auf und eine lange bleiche Gestalt trat auf ihn zu. „Fürchte dich nicht,“ redete sie den Prinzen an, „sondern erweise mir eine Wohlthat, es soll dein Schade nicht sein. Ich musste diesem Wirth einmal die Zeche schuldig bleiben: da fiel er über mich her und warf mich die Treppe herab, dass ich Arm und Bein zerbrach; zuletzt schlug er mich gar todt und zog meinen Leib dann in den Keller hinab und verscharrte ihn. Wenn du nun dem Wirth meine Schuld bezahlst und mich christlich begraben lässt, so werde ich erlöst sein und dir auch einmal helfen.“ Darauf verschwand der Geist, Der Prinz aber, dem es eiskalt über den Rücken gelaufen war, konnte nicht wieder einschlafen. Sobald der Hahn krächte, stand er auf und fragte den Wirth, ob er nicht etwas im Hause habe, das nicht hineingehöre, sondern

1) Simrocks Gerhard S. 80.

auf den Friedhof. Der Wirth ward erst weiss wie eine Mauer, dann aber fieng er ganz gottlos zu schimpfen an über den Gast, der seine Zeche nicht bezahlt habe. Als er aber hörte, dass der Prinz diese Zeche bezahlen und den Todten ehrlich begraben lassen wolle, beruhigte er sich wieder und war dem Prinzen gerne behülflich, die Leiche aus dem Keller zu schaffen. Als dem Todten sein Recht geschehen war, ritt der Prinz fort, den Vogel Phönix zu suchen. Da kam er durch einen grossen dunkeln Wald, wo ihm plötzlich ein Wolf in den Weg lief. Da sprang der Prinz im ersten Schrecken vom Pferde und erstach es, damit der Wolf sich an dem Pferd ersättige und ihn ziehen liesse. Wie erschrack er aber, als der Wolf seinen Rachen aufthat und ihn anredete: „Weh, warum hast du das Pferd getödtet? Wir hätten beide darauf sitzen können; so aber musst du nun auf meinem Rücken reiten, denn ich will dein Reisegefährte sein.“ Da der Wolf so schön reden konnte, setzte sich der Prinz auf seinen Rücken und das Thier lief über Stock und Pflod mit ihm davon. So kamen sie bald zu einem herrlichen Schloss in schöner Landschaft. „Siehst du“, sagte der Wolf, „da ist das Zauberschloss: da musst du nun hinaufgehen; da wirst du ein ganzes Zimmer voll schöner Vögel und Vogelkörbe sehen. Aber nimm ja keins davon, sondern ganz im Winkel nimm das schlechte Vogelhaus: darin ist der Vogel Phönix. Und neben ihm steht ein goldener Mann, den berühre ja nicht, sonst ist Alles umsonst.“ Der Königssohn gehorchte und fand Alles so wie es der Wolf beschrieben hatte; als er aber im Winkel den Vogel Phönix sah, musste er lachen, denn das arme Ding schaute aus, wie eine gerupfte Henne. Der Vogel gefällt mir nicht, dachte der Prinz, aber der goldene Mann desto besser: am Besten ist, ich nehme sie beide. Als er aber den goldenen Mann berührte, schriean alle Vögel durcheinander: „Dieb, Dieb, Dieb!“ und eine Schaar Diener ergriff ihn und führte ihn vor den Schlossherrn. Da musste er Alles erzählen, wie es ihm ergangen sei und warum er den Vogel haben wollen. Da sagte der Herr: „Weil die Sache so steht, will ich dich freilassen. Ich will dir auch, damit dein Vater sehend werde, den Vogel geben, wenn du mir das Ross verschaffst, das so schnell läuft, wie der Wind weht. Wenn du das bringst, so ist der Vogel dein!“ So kam der Königssohn zurück zu dem Wolf, der ihn tüchtig ausschalt wegen seines Ungehorsams. „Wenn du mir gefolgt wärest, so wäre nun Alles vorbei und du könntest heimreiten. Nun musst du dich wieder auf meinen Rücken setzen, bis wir das windschnelle Ross gefunden haben.“ Der Prinz war froh, dass er mit Schelten davon kam, und setzte sich wieder dem Wolf auf den Rücken. Nach kurzer Zeit kamen sie zu einem andern Schlosse, wo der Wolf stille stand und den Prinzen

absteigen hiess. „Du musst nun hinter das Schloss gehen, bis du eine grosse Thüre findest: wenn du da hineingehst, wirst du viele schöne Pferde sehen. Nimm aber keins von den schönen, sondern das schlechteste und magerste von allen nimm, das ist das rechte.“ Da gieng der Prinz und fand alles so, wie der Wolf gesagt hatte. Als er aber unter vielen schönen Schimmeln das schlechte Pferd sah, „Himmel, das ist ein Klepper!“ sagte er halblaut, „daran könnt ich meinen Hut aufhängen: das Thier kann ja kaum stehen.“ Da band er es los und wollte schon damit fort; aber noch unter der Thüre kehrte er wieder um: „Auf dem Klepper kann ich ja nicht reiten: warum denn das Schlechteste nehmen, wo so viel Gutes ist?“ Rasch hatte er schon ein anderes ergriffen und wollte damit fort; aber da entstand ein Höllenlärm: hundert Hunde packten ihn und fort giengs zum Schlossherrn. „Wer hat dich geheissen meine Pferde stehlen, du Landstreicher!“ fuhr der ihn an. Da stand der Prinz wieder als Dieb da und musste seine Geschichte erzählen, damit er nur davon käme. Da lachte ihn der Herr aus und die Diener halfen dabei; zuletzt sprach aber Jener: „Mir liegt nicht so viel an dem Ross und wollt es dir schon geben, wenn du mir die schönste Frau, die auf der Welt zu finden, herbeibrächtest.“ — „So einen folgsamen und klugen Prinzen wie du bist, wird man nicht leicht finden,“ sagte der Wolf, als er ohne das Ross zu ihm zurückkam. Der Prinz wusste nicht, was er sagen sollte, und musste sich nun wieder auf des Wolfes Rücken setzen. Ueber Stock und Stein gieng es nun fort, bis sie nach drei Tagen wieder vor dem Thor eines schönen Schlosses hielten, wo der Prinz absteigen musste. „Geh jetzt hinauf ins Schloss,“ sprach der Wolf, „und durch alle Zimmer bis du in eins kommst, wo du zwei Frauen schlafend findest: eine ist schwarz wie die Nacht, die andere weiss und schön wie der Tag. Die Schwarze musst du nehmen, sonst helfe dir Wer kann, ich kanns nimmer!“ Da gieng der Prinz auf das Schloss und kam durch viele Säle und Zimmer und fand auch endlich das, worin zwei Frauen schliefen. Die eine war schwarz wie die Nacht, die andere schön wie der Tag. Der Prinz wusste sich nicht zu helfen und stand lange unschlüssig. „Soll ich die schwarze nehmen oder nicht? Pfui tausend! Aber wenn ich sie nicht nehme, ist's aus: was thut dann mein blinder Vater? Ja, ich nehme die schwarze.“ Sein Entschluss stand fest, er nahm die schwarze bei der Hand: sie stand auf und folgte ihm. Als sie aber vor dem Schlossthor waren, wurde sie so schön wie der helle Tag, noch schöner als die andere gewesen war; sie dankte auch dem Prinzen, dass er sie erlöst habe. Nun trippelte auch der Wolf daher und sprach ihr zu, sich nicht zu fürchten, und den Prinzen lobte er, dass er diesmal die

Probe bestanden habe. Dann nahm er sie beide auf den Rücken, und trug sie zu dem Schlosse, wo das windschnelle Pferd war. Da gieng der Prinz mit der Jungfrau zu dem Schlossherrn und sagte: „Hier ist die Schönste auf der Welt: jetzt halte dein Versprechen!“ Da hiess der Herr das Pferd in den Schlosshof führen: der Prinz aber stellte sich, als traue er ihm nicht recht und sagte: „Wer weiss, ob das der windschnelle Schimmel ist: ich will ihn erst probieren.“ Als bald schwang er sich mit der Jungfrau auf und das Ross ward nun schön und gross und im nämlichen Augenblicke standen sie vor dem Schlosse, wo der Vogel Phönix war. Als er hier einritt, stand der Schlossherr gerade am Fenster. „Hier ist das Ross, das du verlangt hast,“ rief ihm der Prinz hinauf: „jetzt gieb mir den Vogel.“ Da kam der Herr hinab mit dem Vogel und hiess den Prinzen absteigen. „Nein,“ sagte er, „das thu ich nicht, du könntest Ross und Vogel für dich behalten. Das ist ja wohl auch nicht der rechte Phönix, lass sehen.“ Der Herr reichte ihm den Vogel. „Ja, das ist schon der rechte: schönen Dank!“ und spornstreichs war der Königssohn mit Ross und Jungfrau und Vogel davon. Sie ritten oder vielmehr flogen nun fort bis sie in den Wald kamen, wo der Wolf dem Königssohn begegnet war. „Hier bleib ich zurück,“ sagte der Wolf, „weisst du wer ich bin?“ „Wie könnt ich das wissen?“ „Ich bin der Geist des Todten, den du losgekauft und jetzt erlöst hast. Siehst du nun, dass es dein Schade nicht war? Wenn du nun bald in die Stadt kommst, so lass dir ja nicht einfallen, Galgenfleisch zu kaufen.“ „Wo denkst du hin, Wolf? wie würd ich wohl?“ „Kauf kein Fleisch vom Galgen! das sag ich dir,“ rief der Wolf noch einmal und verschwand. Da ritt der Prinz nach der Stadt, und wie er an das Thor kam, sah er eine grosse Menge Menschen und hörte, da sollten zwei Lumpen, gar nasse Brüder, hingerichtet werden, die Alles verbubelt hätten. Als der Wagen herbeikam, worauf die Missethäter sassen, gruselte es dem Prinzen vom Kopf bis zu den Zehen, denn er erkannte seine beiden Brüder. Da war es sein Erstes, sie loszukaufen und neu zu kleiden; dann setzte er sich mit ihnen auf das windschnelle Ross und ritt nach der Heimat. Unterwegs stiess der eine Bruder den andern an und flüsterte ihm zu: „Wir müssen uns schämen vor dem Vater, dass unser jüngster Bruder alles gewonnen hat und wir nichts: das wird uns Reich und Thron kosten. Du bist der Aelteste, dir gebührt es. Geh, wir schneiden dem Jungen den Hals ab und verbergen ihn dort unter dem Laubhaufen: dann bringen wir dem Vater den Vogel und nehmen Ross und Jungfrau für uns.“ „Das ist wahr,“ sagte der ältere, „der Milchbart darf nicht König werden!“ Da schnitten sie dem Jüngern, der sich nichts Böses versah, in den Hals und warfen ihn unter den

Laubhaufen. Als sie nun in die Hauptstadt kamen und dem blinden König den Wundervogel brachten, freute er sich sehr; aber seine Freude ward bald in Trauer verkehrt, weil der jüngste Sohn nicht mitgekommen war und der Phönix nicht singen wollte und so zerrupft im Käfig sass. Unterdess hatte der treue Wolf den jüngsten Bruder unter dem Laub hervorgescharrt; er war auch noch nicht todt, und als der Wolf seine Halswunde beleckt hatte, stand er gesund wieder auf. „Gelt! wieder nicht gefolgt,“ sagte der Wolf: „musstest du doch Galgenfleisch kaufen! Jetzt geh nur schnell heim, dass dein Vater wieder sehend werde: deine Brüder aber lass nur gleich an den Galgen hängen, denn dahin gehören sie.“ Der Prinz dankte dem Wolf und gieng ganz traurig auf die Hauptstadt zu und in das Schloss seines Vaters, und als er die Zimmerthüre öffnete, fieng der Phönix wunderschön zu singen an und war auch wieder so schön als er gewesen war. Im nämlichen Augenblick erhielt auch der König sein Augenlicht wieder. Als sie den Vogel singen hörten, sprangen auch die beiden Brüder herein; aber sie erblassten, als sie den Jüngsten wieder sahen und hatten auch Grund dazu, denn als durch die Erzählung des Prinzen ihre Schuld an den Tag kam, liess der König sie hängen. Dann hielt der Prinz Hochzeit mit der erlösten Jungfrau; und dabei hätten wir auch wohl sein mögen, nicht wahr? Ja, bei der Hochzeit schon; aber bei der Hinrichtung nicht!

5. Das Todtenköpflein.

Es war einmal ein braves Mädchen, das eine gar böse Stiefmutter hatte, Diese jagte das arme Kind aus dem Hause mit den Worten; „Wenn du mir noch einmal unter die Augen kommst, schlag ich dich krumm.“ Da lief das Mädchen weit weit weg und kam in einen grossen dunkeln Wald. Als die Nacht kam und es finster wurde, war das gute Kind ganz ermattet und glaubte schon unter den wilden Thieren im Freien übernachten zu müssen. Allein plötzlich sah es ein Licht in der Ferne schimmern und gieng demselben zu. Da kam es bald zu einem schönen Schlosse und läutete an. Alsogleich sah ein Todtenköpflein zum Fenster herab und fragte nach dem Begehren des Kindes. Dieses sprach: „Ich bitte um Einlass und Nachtherberge, damit mich nicht die Wölfe hieraussen fressen.“ Da rief das Todtenköpflein: „Wenn du mich heraufträgst, will ich schon hinabkommen und dir die Thüre öffnen. Denn heraufgehen kann ich nicht, weil ich nur kugeln muss.“ Das Kind versprach es heraufzutragen und das Todtenköpflein kugelte über die Stiege hinunter und machte auf. Das

Mädchen nahm das Köpflein nun in die Schürze und trug's in's Schloss hinauf. Da sprach das Köpflein: „Stell mich nun auf den Tisch und geh' in die Küche, mir einen Schmarren zu kochen. Eier und Mehl gibt's genug.“ Das Kind folgte, gieng in die Küche und begann zu kochen. Während dieser Arbeit fielen Todtenbeine und andere Dinge aus dem Kamine herunter. Das Mädchen liess sich aber nicht irre machen, kochte die Speise fertig und trug sie in's Zimmer des Todtenköpfleins. Als der Schmarren auf den Tisch gestellt war, wurde er auf der Seite des Todtenköpfleins kohlschwarz, auf der Seite des Mädchens blieb er schön gelb. Nach dem Essen sagte das Köpflein: „Jetzt kannst du schlafen gehen. Um Mitternacht wird aber ein Todtengerippe kommen und dich aus dem Bette reissen wollen. Wenn du dich aber nicht fürchtest, kann es dich nicht herausbringen.“ Das Mädchen gieng auf die Kammer und legte sich in's Bett. Schlag Zwölfuhr kam ein Gerippe und wollte das Kind mit allen Kräften aus dem Bette werfen, konnte es aber nicht zu Stande bringen. Da gieng das Gerippe wieder fort, und das Mädchen konnte nun ungestört schlafen. Als es am andern Tage erwachte, stand das Todtenköpflein als schneeweisse Jungfrau vor dem Bette und sprach: „Gott vergelt es dir, dass du mich erlöst hast! Zum Danke gehört dir mein Schloss mit Allem, was darin ist.“ Mit diesen Worten flog der Geist als weisse Taube davon. Das Mädchen war nun reich für sein Lebetag und lebte im Waldschlosse, wie eine Gräfin ¹⁾. (Schwaz.)

6. Der gescheidte Hans.

In alten Zeiten lebten einmal zwei Brüder, von denen der Eine gescheidt, der Andere dumm war, wie ein Esel. Eines Tages erkrankte die arme Mutter. Da sprach der Kluge zum Lappen: „Ich will bei der Mutter bleiben und ihrer warten; desshalb musst du heute betteln gehen, damit wir der Mutter ein Stück Fleisch kaufen und eine nahrhafte Suppe bereiten können. Mach aber deine Sache recht und heb' deinen Hut den Leuten vor, auf dass sie dir ihr Almosen hineinwerfen können.“ Hansel versprach zu folgen, und gieng wohlgemuth betteln. Da kam er bald zu einer Näherin, hob ihr den Hut vor und bat um Gotteswillen um ein Almosen. Diese war aber selbst arm und hatte nichts als Zwirn und Nadeln. Sie warf desshalb dem Hansel eine Nähnaedel in den Hut. Der Lapp gieng nun mit der Nähnaedel im Hute und kam zu einem Anstieg, den soeben ein Heuwagen hinan-

1) Vrgl. Wolf Zt. IV, S. 151.

fahren sollte. Allein das Fuhrwerk gieng nicht vorwärts, so sehr auch die Pferde zogen und keuchten. Als Hansel dies sah, trat er zum Wagen und half schieben und schieben, bis das Fuhrwerk vorwärts kam. Doch da hatte er seine Nadel verloren und kam nun gar traurig nach Haus, wo er sein Unglück dem gescheidten Bruder mittheilte. Sprach dieser: „Aber wem fiele ein, eine Nadel im Hut zu tragen und dabei noch schieben zu helfen! Hättest sie auf den Hut stecken, und diesen aufsetzen sollen.“ Mit dieser Lehre gieng der Lapp wieder weiter und bettelte und bettelte, doch umsonst. Endlich begegnete er einer Schafheerde und bat den Hirten. Dieser war ein mildherziger Mann und gab dem Hansel ein Lämmchen. Dieser dankte und dachte sich: „Wie soll ich's jetzt machen? Das Schäflein kann ich nicht an den Hut stecken. Es bleibt nichts übrig, als dass ich ihm den Hut aufsetze.“ Gedacht, gethan. Er setzte dem Thiere den Hut auf — und dieses wurde scheu und lief mit dem Hute auf und davon. Da blieb dem Hansel nichts über, als Hut und Lämmlein nachzuschauen. Traurig kehrte er heim und klagte dem Bruder seine Noth. Als dieser es hörte, sagte er: „Aber mit dir ist nichts anzufangen. Du hättest das Schäflein anbinden und führen sollen.“ Hansel gieng von Neuem zu betteln und dachte, diesmal will ich's gescheidter machen. Nach kurzer Zeit bekam er einen Butterweck geschenkt. Da nahm er eine Schnur und band ihn daran und zog ihn durch Dick und Dünn. Als er aber nach Hause kam war der Butterweck verloren. Darob war Hansel gar traurig und klagte weinend seinem Bruder das Unglück. Sprach dieser: „Wie dumm bist du doch! Hättest das Brot in ein Tüchlein binden und heimtragen sollen.“ Mit dem besten Vorsatze klüger zu handeln, gieng Hansel weiter und bekam von einer Bäuerin Milch geschenkt. Dachte sich der Lappe: „Der Bruder hat gesagt: ich soll's in's Tüchl binden.“ Desshalb leerte er die Milch in sein Sacktuch, band es zu und trug es nach Hause. Doch wie riss er die Augen auf, als er das Tüchlein leer fand, denn die Milch war ausgeronnen. Als der Kluge das hörte, sprach er: „Wenns so fortgienge, müsste die Mutter Hungers sterben.“ Darum will ich betteln gehen und du bleibst bei ihr. Richt ihr ein Bad an, doch nicht zu kalt, und koche ihr indess Nudel.“ Kaum war der Bruder fort, stellte Hansel einen Kessel voll Wasser an's Feuer und machte ihn siedend heiss, Dann füllte er damit eine alte Truhe und setzte die kranke Mutter in das brühheisse Bad, darin sie bald, jämmerlich verbrannt, den Geist aufgab. Hansel kochte, während die Todte im Bade lag, Nudel und brachte sie der Mutter. Doch diese wollte sich weder rühren, noch essen. Das konnte der Dumme nicht verstehen. Er nahm nun einen Löffel und stopfte der Mutter Nudel um Nudel in den Mund. Wie er

dies geendet hatte, kam der Gescheidte zurück. Da sagte Hansel: „Pst, pst, stille, die Mutter schläft. Weck sie nicht auf!“ Der Kluge schlich näher und sah bald, dass sie todt war. Da war er anfangs wie von Sinnen. Endlich fasste er sich und sprach: „Was hast du jetzt angestellt! Wenn wir nicht beide auf's Rad kommen wollen, müssen wir die Leiche verräumen. Du nimmst auf einem Brette die Mutter und ich nehme Pickel und Schaufel. So wollen wir in den Wald gehen und die Mutter dort heimlich vergraben.“ Gesagt, gethan. Hansel trug die Mutter fort und beide giengen in den Wald, wo der Gescheidte ein Grab aufwarf. Doch wie er die Mutter hineinlegen wollte, war die Leiche nicht vorhanden, denn sie war auf dem Wege vom Brette gefallen, ohne dass Hansel es bemerkt hatte. — Darob ward der Kluge zornig und sprach: „Jetzt geh' gleich zurück und such' die Mutter.“ Sagte Hansel: „Ich weiss den Weg nicht mehr!“ Da giengen beide die Leiche suchen. Der Eine hielt sich mehr zur Linken, während der Andere mehr rechtshin gieng. Als Hansel eine Strecke gegangen war, kam er zu einem Brunnen, an dem ein altes Weib Garn wusch. Kaum war er dessen ansichtig, rief er freudig: „Wart du Hex! bist mir davon gelaufen. Sollst mir nicht abermals entkommen,“ nahm eine in der Nähe liegende Mistgabel, gabelte das alte Weiblein auf und trug es in den Wald. Als sie bei dem Grabe zusammenkamen, brachte jedweder eine Leiche mit sich. Da schrack der Kluge zusammen und machte dem Hansel bittere Vorwürfe. „Was hast du angestellt? rief er. Hast neuerdings einen Mord begangen. Jetzt sind wir vogelfrei, und wenn wir in's Dorf kämen, würde man uns viertheilen.“ Nachdem sie beide Leichen begraben hatten, giengen sie weiter in den Wald hinein. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie Räuber daherkommen hörten. Da kletterte der Gescheidte flugs an einem Baum hinauf. Der Dumme blieb aber zurück und wurde von den Räubern gefangen. „Den können wir gut brauchen,“ sagte der Räuberhauptmann. „Stellt ihn dort zum Weggatter und sagt ihm, er solle bei Lebensstrafe das Gitter aufhalten. Nur wenn Schergen nahen, soll er's zufallen lassen.“ Der Lapp ward nun an's Gitter gestellt und musste es aufhalten, während die Räuber sich unter einen Baum setzten und die grossen Schätze zählten, die sie einem Kaufmanne abgenommen hatten. Wie aber der Spass des Gatterhaltens dem Lappen zu langweilig wurde, liess er das Gitter pimpspumps zufallen. Dadurch erschreckt fuhren die Räuber auf, liessen Geld Geld sein und liefen auf und davon, als ob sie den Henker schon am Halse hätten. Als der Kluge dies sah, stieg er vom Baum. Beide Brüder sackten nun die Schätze ein und trugen sie davon. Sie waren nun steinreiche Leute und kauften sich in einer

fernen Gegend an. Ob Hansel gescheidter geworden, weiss ich nicht. Möcht' es aber schon nicht gerne glauben, weil er Hansel geheissen ¹⁾.
(Schwaz.)

Gebräuche und Meinungen.

998. Aus dem Tschetterloth werden die Kinder geholt ²⁾. (Tiers.)

999. Von Wöchnerinnen sagt man, der Ofen sei eingebrochen. Wenn ein Kind geboren wird, sagt man, es gibt Groiggen (Gruimpen) ab. (Innthal.)

1000. Ein Grünsonntagskind sieht die Geister ³⁾. (Innthal.)

1001. Die Nabelschnur soll man aufbehalten, bis das Kind sieben Jahr alt ist. Dann wird es gescheidt ⁴⁾. (Innsbruck.)

1002. Wenn man bei einer Taufe die Kerze hält und alle Worte nachsagt, hilft es gegen das Nachwandeln. (Innthal.)

1003. Der Taufpathe wird der nächste Verwandte des Kindes, weil die geistliche Verwandtschaft der leiblichen vorzieht. Desshalb gehen bei Begräbnissen die geistlichen Verwandten zunächst hinter der Leiche ⁵⁾. (Etschland.)

1004. Wenn man einem Kinde den Namen eines gestorbenen Geschwisters bei der Taufe gibt, stirbt es bald nach. (Meran.)

1005. Wenn man die leere Wiege schaukelt, stiehlt man dem Kinde den Schlaf ⁶⁾. (S. v.)

1006. Ein Kind, das nichts Geweihtes an sich trägt, wird leicht vermeint oder verhext ⁷⁾.

1007. Wenn eine Mutter ihr Kind morgens nicht segnet, wird statt desselben oft ein Wechselbalg in die Wiege gelegt ⁸⁾.

(Unterinnthal.)

1) Vrgl. Tirol. Märchen I, S. 255; II, S. 10. Haltrich S. 301. Grimm Märchen I, S. 469; III, S. 60. Meier Märchen S. 183. Wolf Zt. II, S. 386.

2) Vrgl. Tirol. Vm. S. 2.

3) Ibid. S. 3 u. 75.

4) Vrgl. Schönwerth I, S. 179.

5) Ibid. S. 164.

6) Vrgl. Tirol. Vm. S. 3.

7) Vrgl. Schönwerth I, S. 185.

8) Ibid. S. 189.